

Ich habe zwei Mamas und einen Papa, der nicht erwachsen werden will.

Ich drehe den Füller zwischen meinen Fingern und starre die Wand wie einen Spiegel an. Mit der linken Hand drücke ich meine Stirnlocke platt, während ich über meinem Spiralheft brüte. Was ich zu erzählen habe, wird Mama kaum glauben können, und sie wird die erste sein, die mein Buch zu lesen kriegt. Dabei ist alles wahr. Ich muss nichts erfinden und auch nicht schwindeln, um das zu erklären, was die Baronin „die Magie der Glühwürmchen“ genannt hat. Es ist alles in meinen Ferien passiert.

Mit schwarzem, schön fettem Filzstift habe ich den Titel meines Buchs auf den Deckel meines Spiralhefts geschrieben: *Der Glühwürmchensommer*.

Zuerst einmal: Ich bin neun Jahre alt und heiße Victor Beauregard. In meiner Schule, der *École Saint-Louis* in Bourg-en-Bresse, werde ich von den Fieslingen „Knollnase“ genannt. Das ist Quatsch, denn ich habe eine hübsche Stupsnase, genau wie Mama. Der Französischlehrer sagt „Monsieur Beauregard“ zu mir. Die Netten nennen mich einfach nur „Victor“, so wie Alicia, Papa und Mama.

Meine Eltern haben sich zwei Jahre nach meiner Geburt getrennt. Dafür kann ich nichts. Sie haben sich einfach nicht mehr so geliebt wie früher. Behaupten sie jedenfalls.

Mein Papa ist Fotograf und arbeitet für Reiseführer. Er fängt mit seiner Kamera Seen, Wälder, Dörfer, Berge und Sonnenuntergänge ein, aber nie Menschen, außer Alicia und mir. Und Mama, aber das war lange vor der Geburt meiner großen Schwester Alicia. Eine kleine Schwester habe ich nicht, zum Glück, denn Mädchen sind kompliziert. Sie spielen mit Puppen und heulen wegen nichts und wieder nichts. Alicia ist vierzehn, und abgesehen von Papas Fotos, die sie gerahmt und über ihr Bett

gehängt hat, interessiert sie sich nur für Jungs. Ab und zu reißt sie mit ihnen sogar für ein paar Tage aus, und dann ist Mama „verrückt vor Sorge“. Sie kann nicht ruhig dasitzen, sondern läuft von einem Zimmer ins andere, als wollte sie mit ihren Schritten unsere Wohnung in Bourg-en-Bresse vermessen. Aber Alicia kommt immer zurück. Sie verkündet jedes Mal: „Das ist nicht der Richtige“ und verkriecht sich in ihrer Bude. Ich höre dann unten ihre Tür wie eine Ohrfeige knallen. Mama rennt zu ihr, und ich sehe mir mit Pilar irgendeinen Blödsinn im Fernsehen an oder drehe meine Schildkröte Katouta auf den Rücken und spiele mit ihr.

Mama ist Buchhändlerin. Sie schreibt mit Leuchtmarkern kurze Bemerkungen auf Post-it-Zettel und klebt sie auf die Deckel der Bücher, die ihr gefallen haben, um die Blicke der Kunden darauf zu lenken. Außerdem führt sie einen Blog, in dem sie erzählt, wovon die Bücher handeln, was sie kosten, wie viele Seiten sie haben und wie man sie mit einem Wort beschreiben könnte. Oft sind sie „menschlich“ oder „fesselnd“. Sie kündigt darin auch einen Monat vorher die Autogrammstunden der Schriftsteller an, die sie jeden Samstag vom Bahnhof abholt. Mama liest ganz einfach immer, außer unter der Dusche oder wenn sie schläft. Und weil sie ständig mehrere Bücher gleichzeitig liest, türmen sich auf dem Boden neben ihrem Bett die Bücher zu Stapeln, aus denen die Lesezeichen ihrer Buchhandlung herauslugen.

In der Küche ist morgens immer schon der Frühstückstisch gedeckt, und Mama hält uns, die Lesebrille auf der Nase, die Wange zum Gutenmorgenkuss hin, ohne das Buch in ihrer Hand loszulassen. Beim Frühstück kritzelt sie Notizen für ihren Blog oder ihre Kunden auf Karteikärtchen. Pilar trinkt ihren Milchtee nie mit uns. Sie malt im Atelierzimmer die Landschaften ihrer Kindheit, die sie drüben, im fernen Argentinien verbracht hat.

Pilar, meine zweite Mama, ist ein Jahr, nachdem Papa weggegangen ist, zu uns gekommen. Alicia und mir hat sie sofort gefallen, weil sie so einen komischen

Vornamen hat, den ich kaum aussprechen konnte, und einmal habe ich Mama und Alicia sogar zum Lachen gebracht, weil ich sie „Pinard“, Fusel, genannt habe. Vor allem Alicia, die ab und zu selbst ein Gläschen trinkt, hat sich darüber amüsiert. Aber wir haben Pilar auch deshalb sofort gemocht, weil sie so nett zu uns ist und immer gut auf Mama aufpasst.

An dem Tag, als sie sich zum ersten Mal in der Buchhandlung begegnet sind, hat Mama ihr das Buch *Die tiefe Rose* geschenkt. Mama hatte morgens ein Ausstellungsplakat an die Tür ihrer Buchhandlung geklebt, ohne etwas über die Malerin zu wissen. Pilar hat die Buchhandlung aus Neugier betreten, und als sie wieder rausgekommen ist, war sie in Mama verliebt.

Verliebtsein bedeutet, dass das Herz wegen einem anderen Menschen verrückt spielt und einem das ganze Blut in den Kopf steigt. Sagt Alicia. Normalerweise schlägt das Herz langsam, und niemand kann es hören.

Der gedeckte Frühstückstisch in der Küche, die Einkäufe, die Zigaretten, das ist Pilar. Zigaretten der Marke *Vogue*, so dünn wie Gänseblümchenstängel, die sie beide rauchen. Wobei Pilar Mamas Zigarette immer zuerst anzündet, bevor sie sie ihr gibt. Mama hat zu mir gesagt, dass jede von ihnen die Hälfte einer magischen Frucht ist. Wenn eine von ihnen weg ist, muss man warten, bis sie wieder da ist, um in den Genuss des vollen Geschmacks zu kommen. Mama ist ohne Pilar also einfach nur ein halber Apfel. Schon möglich, aber dafür ist sie die Schöneren von beiden. Mama ist blond, hat einen Pagenschnitt und haselnussbraune Augen. Pilar hat lange braune Haare, die ihr im Sommer zu warm sind, und Augen so grün wie Erbsen. Pilar legt uns gern Geschenke unters Kopfkissen, und wir müssen dann immer lange warten, bis wir uns bei ihr bedanken können, weil sich meine Zweitmama nur selten früh morgens blicken lässt. Außerdem tut Pilar jedesmal so, als könnte sie sich an nichts erinnern, wenn wir uns abends mit einem Kuss bei ihr bedanken.

Papa und Mama sind immer noch verheiratet, und sie haben mir gesagt, dass sie sich nicht scheiden lassen wollen. Ganz viele von meinen Klassenkameraden in der École Saint-Louis haben geschiedene Eltern und zwei „Zuhause“. In den Sommerferien fahren sie dann ans Meer *und* in die Berge. Damien, der Klassenbeste, sagt: „Das nervt“, weil er es hasst, mit seinem Vater in die Berge zu fahren. Und zwar wegen dem Rucksack. Der ist schwerer als der Schulranzen und er muss ihn den ganzen Tag tragen und sich Kieswege hochschleppen, die er dann später oft auf dem Hintern wieder runterrutscht. Wenigstens streiten sich seine Eltern jetzt nicht mehr, außer am Telefon, mehrmals pro Tag. Sie sind nie einer Meinung, legen mitten im Gespräch auf und verwenden Ausdrücke, die sich Damien besser nicht merken sollte.

Ganz anders als Papa und Mama.

Einmal, als Alicia mal wieder ausgerissen ist, hat Mama mir verraten, dass sie Papa immer noch liebt, aber dass sie sich mit diesen Worten nicht so leicht tut wie mit den Post-it-Zetteln für ihre Bücher.

„Dein Vater weigert sich, erwachsen zu werden. Er hat die Rechnungen nie bezahlt, bis irgendwann die Gerichtsvollzieher gekommen sind und unsere Möbel mitgenommen haben. Da hat mich François mit seinem Dackelblick angesehen und auf eure Köpfe geschworen, dass er sich ändern wird. Und ich bin sicher, er hat es in diesem Moment auch so gemeint. Aber es ist stärker als er. Er hat die

Briefumschläge weiter ungeöffnet in eine große Tasche gestopft und ganz hinten im Schrank versteckt. Wenn ich auf ihn gehört hätte, hättet ihr schon längst keine Köpfe mehr.“

Einmal, als Papa in Bourg-en Bresse im Freizeitpark von Bouvent Fotos von mir gemacht hat, hat er sich ins Gras gesetzt, die Arme ausgestreckt und mich dann mit seinem pfeffrigen Papageruch ganz fest an sich gedrückt.

„Ich liebe deine Mama, mein kleiner Victor, auch wenn wir nicht mehr zusammen wohnen. Weißt du, manchmal bin auf mich selbst sauer, weil ich so bin, wie ich bin. Zum Beispiel wenn ich einen Kredit aufnehme, um mir ein Auto zu kaufen, und die Raten nicht bezahle. Dann nimmt man mir das Auto wieder weg, und ich sage mir, dass ich eines Tages alles bezahle, aber dieser Tag kommt nicht. Na ja, seit ich in Paris wohne, brauche ich sowieso kein Auto mehr.“

Papa redet mit uns nie über Pilar. Dabei ist sie genauso in sein Leben getreten wie in unseres. Alicia hat mal gesagt: „Was soll Papa schon groß machen? Irgendein Erwachsener muss ja auf Mama aufpassen.“

Außerdem mag ich es, wenn Pilar meine Stirn oder Wange streichelt, ihre Liebkosungen sind so weich wie ein Federkissen, in das mein Kopf einsinkt. Und ich mag ihre riesigen Gemälde, auf denen nie Menschen zu sehen sind, genau wie auf Papas Fotos.

In der Schule erzähle ich immer, dass ich zwei Mamas und einen Papa habe. Damien sieht mich dann an, als hätte ich Bier getrunken, so wie sein geschiedener Vater, der das Zeug im Sommer in seinem Ferienhaus immer runterkippt und dann in seinen Klamotten einschläft. Mein Turnlehrer Monsieur Petitbus findet, dass mein Papa verdammtes Glück hat. Die Fieslinge feixen hinter meinem Rücken. Wenn ich nicht erst neun wäre, hätte ich sie längst umgebracht. Habe ich auch schon, aber nur in meiner Einbildung, und als die Glocke geläutet hat, war von ihnen kein Knochen mehr übrig.

Ich war vier, als Papa in Roquebrune-Cap-Martin bei Nizza ein Appartement gewonnen hat. Nicht im Lotto, obwohl Papa jeden Samstag spielt. Und jeden Freitag *Euro Millions*. Als ich mal bei ihm war, habe ich mitgekriegt, wie er sich die Ergebnisse angesehen und gebetet hat, dass niemand gewinnt, weil er nämlich vergessen hatte zu spielen. Mama regt sich darüber auf, sie spielt nie, sondern sagt immer: „Das Geld fällt nicht einfach vom Himmel!“ Aber genau das ist passiert. Die Lottofee war in diesem Fall Papas Schwester *Félicité*, auf die Mama überhaupt nicht gut zu sprechen ist. Alicia erinnert sich nur noch an *Félicité*s Küsse, weil sie danach immer Lippenstift auf der Backe hatte. Ich selbst bin erst drei Jahre nach ihrem Unfall zur Welt gekommen. Alicia hat mir alles erzählt. *Félicité* ist auf der Straße zwischen Roquebrune-Cap-Martin und Villefranche aus einer Kurve geflogen, ihr Cabrio ist gegen einen Baum und dann gegen einen Felsen geknallt und ins Meer gestürzt, das alles verschluckt hat. Eines Tages hat Papa dann einen Brief bekommen, der beinahe auch hinten im Schrank verschwunden wäre. Zum Glück hat Mama ihm den Umschlag aus der Hand gerissen und geöffnet. „Papa erbt von seiner Schwester ein Vier-Zimmer-Appartement in einer *schönen Residenz* am Meer“, hat Mama vorgelesen und dabei Augen gemacht, wie ich sie vielleicht beim Anblick einer Eistüte kriege. Papa ist so weiß wie ein T-Shirt geworden. Er hat gesagt: „Nach Roquebrune-Cap-Martin fahre ich nie wieder.“ Und als ich Mama gefragt habe,

warum sie Félicité nicht mag, hat sie gemeint: „Sie war kein guter Mensch.“ Ich habe weitergebohrt, aber Mama hat nur die Achseln gezuckt und gesagt: „Dafür bist du noch zu klein, mein Lieber.“

Zu klein wofür? Um zu verstehen, dass Mama für diese Frau nichts übrig hat?

Und so fahren wir vier - Mama, Pilar, Alicia und ich – seit fünf Sommern in den Ferien dorthin, wohin Papa nie mitkommt, nämlich in die Wohnung eines schlechten Menschen. Die „schöne Residenz“ im Ortsteil Cap-Martin sieht wie eine riesige Baiser-Torte mit einem Dach aus Himbeergelee aus. Die Fensterläden sind grau, und die Fenster von meinem Zimmer öffnen sich zu einem Balkon mit dem riesigen Meer ganz weit unten.

Mama möchte nicht, dass ich allein im Meer bade, weil es bei Wind große Wellen gibt, die wie Riesen Hände gegen die Felsen klatschen. Ihr zuliebe gehe ich meistens in den Pool der Wohnanlage, der auch mit Meerwasser gefüllt ist, aber ohne Wellen. Ich schwimme total gern. Zuhause gehe ich zweimal die Woche zum Training ins *Carré d'Eau*. Monsieur Julien, mein Schwimmlehrer, bringt mir Kraulen und Fluchen bei. Das mit dem Fluchen macht er nicht absichtlich, aber er hat die Aufsicht über das ganze Schwimmbad, und manchmal kann er sich nicht anders Gehör verschaffen.

Mama sagt, das Meer kann man nicht mit einem Schwimmbecken vergleichen, es ist gefährlich, weil es Strömungen gibt, die einen rausziehen, und wenn es tobt, kann es Menschen und sogar Segelboote mit sich fortreißen. Mama sieht anscheinend zu viele Filme. In den ganzen Jahren habe ich hier in Cap-Martin kein einziges Boot untergehen und keinen einzigen Menschen ertrinken sehen. Alicia hat sich nur einmal das Knie aufgeschlagen, als sie die Leiter hochgeklettert ist, und ich habe mir an einem Felsen den großen Zeh aufgeschürft, aber dafür habe ich auch ein schönes Pflaster gekriegt, während meine Schwester rumgeheult hat, dass sich wegen ihrem Wehwehchen jetzt bestimmt kein Junge mehr für sie interessiert.



Heute am Strand ist Alicia zufrieden. Sie trägt den ganzen Sommer über Shorts, die in meine Hosentasche passen würden, und ein T-Shirt, das wohl beim Waschen eingegangen ist und ihr nur bis kurz unter die Nippel reicht. Mama findet, dass sie seit letztem Sommer gewachsen sind, aber Alicia guckt dann nur in den Himmel und stöhnt: „So ein Quatsch!“ Beim Gehen setzt sie vorsichtig einen Fuß vor den anderen, als könnte sie sich die Sohlen verbrennen. Hinter der Sonnenbrille auf ihrer Nasenspitze sind die Augen zu sehen, die nach Jungs suchen wie ein Leuchtturm, der sein Licht aussendet. Sie steuert auf Lorenzo, den Sohn der Hausmeisterin, zu. Bei seiner Mutter ist er auf Zack. Bei den Mädchen eher auf Zickzackkurs, würde ich sagen. Letzten Sommer haben Alicia und er sich unter meinem Balkon geküsst, aber ich habe niemandem was davon gesagt. Lorenzos Hände sind unter das T-Shirt meiner Schwester gewandert. Ihre Münder hatten Spaß miteinander, mit Zungenschlag, aber dann sind die beiden von Schritten aufgescheucht worden und in der Dunkelheit verschwunden.

Lorenzo cremt am Strand gerade einem braunhaarigen Mädchen den Rücken ein, so einem „Klappergestell“ mit sonnenverbrannter Haut, das meine Schwester auch „Schlampe“ nennt, obwohl sie das Mädchen überhaupt nicht kennt. Alicia spielt die Unnahbare, als hätte sie das Mädchen gar nicht bemerkt, lässt ihre Tasche auf die Matte fallen und wirft mir einen Blick zu, als wäre ich eine Ameise, die sie mit dem Fuß zerquetschen will. Mama und Pilar liegen unter dem Sonnenschirm in ihren Liegestühlen und lesen ein Buch. Beide rauchen eine *Vogue*, die sie aus demselben Päckchen genommen haben. Alicia wedelt mit der Hand, als würde sie der Rauch stören. Ihre blauen Augen sind wütend, ihr Tag ist verdorben. Mit dem Grübchen am Kinn sieht Alicia hübsch aus, wenn sie schmolzt. Wenn ihr Blick jetzt töten könnte,

wären wir alle tot.

Als wir zum ersten Mal in die Résidence am Cap Martin gekommen sind, haben wir einen Platz am Betonstrand bekommen, den die Matten etwas „komfortabler“ machen, wie Alicia sagen würde. Mama und Pilar haben gern festen Boden unter den Füßen. „Das ist sauberer als Sand.“ Wenn man Sandburgen bauen will, muss man zum Sandkasten unter dem großen Baum gehen, wo haufenweise Kinder, die kleiner sind als ich, mit orangefarbenen Schaufeln auf grünen Eimern rumklopfen. Das ist langweilig. Ich warte lieber auf den Tag mit echtem Sand in Cannes, wo wir jeden Sommer alle zusammen hinfahren.

„Wer geht mit mir baden?“, erkundigt sich Alicia, die einen Horror davor hat, allein im Meer zu planschen.

Mama sieht Pilar an, als würde sie um Erlaubnis bitten, uns ihre Tochter zu entführen. Die beiden brauchen nicht ständig miteinander zu reden. Es steht alles in den Büchern, die sie untereinander austauschen wie Zigaretten und mit den Augen rauchen. Lächelnd stützt sich Pilar mit dem Ellbogen auf, um Mama und Alicia hinterherzuschauen, als sie zur Leiter gehen, die ins tiefe Wasser führt: am Fuß der Leiter über drei Meter tief und ein paar Schwimmzüge weiter fast sechs, hat die Hausmeisterin gesagt. Alicia mag es nicht, wenn Mama ihre Hand nimmt. Sie sagt dann immer: „Aus dem Alter bin ich raus, Mama!“ Ich dagegen liebe es, meine Hand in ihre zu schieben und zu spüren, wie sich ihre Finger um meine schließen. Wenn unsere Hände so miteinander verschmolzen sind, kann mir nichts passieren.

„Victor, mein Schatz, reich mir mal die Sonnencreme.“

Ich schnappe mir die orangefarbene Tube und gebe sie Pilar, die ihren Strohhut lüpfte und mich auf die Stirn küsst.

„Du bist ein Engel.“

Typisch! Ich habe Pilar unheimlich gern, aber sie ist wie alle Eltern: Kaum ist man alt genug, um die Sonnencreme zu holen oder eine Tasche zu schleppen, wird man von seiner Familie versklavt. Meinen einzigen Freund, den ich hier habe, habe ich zum Beispiel im Müllraum kennengelernt, wo sich außer Putzfrauen oder

Kindermädchen kein Erwachsener blicken lässt. Als ich Gaspard zum ersten Mal begegnet bin, hat er sich mit zwei riesigen schwarzen Säcken abgeschleppt, die mehr gewogen haben als er selbst.

„Bei uns stapelt sich der Müll, weil die Putzfrau krank ist, aber keiner will ihn runterbringen, weißt du. In unserer Küche stinkt es schon nach vergammeltem Fisch. Also habe ich beschlossen, das zu machen. Wenigstens habe ich dabei dich getroffen. Echt cool!“

Gaspard Clerget ist mein bester Freund. Er ist so groß wie ich, hat braune Augen und einen Bürstenschnitt. Gaspard wohnt in Lille, das ist ganz schön weit weg von Bourg-en-Bresse. Darum sehen wir uns nur im Sommer in Roquebrune-Cap-Martin und schicken uns das restliche Jahr über SMS von den Handys unserer Mütter, die über unsere Rechtschreibfehler schimpfen. Gaspard ist viel reifer als ich, weil er ältere Brüder hat, die ihn ständig rumschubsen und zwingen, schneller groß zu werden. Alicia hilft mir nicht wirklich, die Welt um mich rum zu verstehen, auch wenn sie mir ab und zu ein Geheimnis anvertraut. Für mich ist die Welt wie ein riesengroßes Fragezeichen. Manchmal frage ich mich auch, wie es ist, ein Mädchen mit der Zunge zu küssen. Dann beobachte ich Alicia. Ich sehe sie jeden Sommer mit einem anderen Jungen unter meinem Balkon, auch wenn ich glaube, dass Lorenzo ihr Favorit ist. Ich denke mir, dass es ein bisschen so ist, als würde man einen Pfirsich essen, oder dass es wenigstens so schmeckt. Ich fahre mit der Zunge über meine Lippen und versuche mir vorzustellen, dass es die von Justine sind, der ich immer die kalte Schulter zeige, obwohl ich von ihr angezogen werde wie ein Magnet von einem Kühlschrank. Sobald sie in der Résidence am Pool auftaucht, durchläuft mich so ein komisches Kribbeln. Gaspard sagt, dass ich dann immer ganz bescheuert aussehe und wirres Zeug rede, Sachen wie: „Was ist, wenn wir alle ertrinken?“ Mama zwingt mich dann, Pilars Strohhut aufzusetzen, schaut zum Himmel hoch und sagt: „Um diese Uhrzeit sticht sie wirklich sehr.“

Aber Gaspard und ich wissen, dass es nicht die Sonne ist.

Es ist Justine.

Justine de Vallon-Tonnerre.

Letzten Sommer waren wir im Restaurant der Résidence, und Pilar hat mir einen Zwanzig-Euro-Schein gegeben, um Eis für alle zu holen. Als Justine mich mit dem ganzen Eis gesehen hat, hat sie gefragt: „Ist das alles für dich?“, und ich habe wie ein Esel gegrinst und kein Wort rausgekiegt. Gaspard hat gebrüllt vor Lachen: „Du bist echt dämlich!“ Ja, ich bin echt dämlich. Und er hat mir das Versprechen abgenommen (zur Bekräftigung musste ich auf den Boden spucken, was die Hausmeisterin gesehen hat, weshalb sie mir später eine von ihren Standpauken gehalten hat), dass ich Justine de Vallon-Tonnerre diesen Sommer anspreche.

Ich glaube, sie ist Einzelkind. *Einzigartig* ist sie auf jeden Fall. Und ihre Eltern sind immer so gut angezogen! Zu gut für Mamas Geschmack. Zu Hause in Bourg-en-Bresse ziehen wir uns manchmal ein bisschen lotterig an, vor allem sonntags. Mama und Pilar laufen dann im Trainingsanzug rum, Alicia und ich im Schlafanzug. Justines Eltern dagegen tragen todschicke Klamotten, die auch besser gebügelt sind als die Sachen bei uns zu Hause, weil unser Bügeleisen immer ein paar Ecken auslässt. Ihre Sachen sehen wie frisch aus dem Schaufenster aus. Wenn sie zum Pool oder an den Strand gehen, drehen sich alle nach ihnen um, vor allem die Hausmeisterin, die dann ein Riesentamtam macht, lächelnd ihre margarinegelben Zähne zeigt und unter Grimassen ihre „Bonjours“ ausrollt wie den roten Teppich bei den Filmfestspielen von Cannes. Außerdem siezen sich Justines Eltern. Man könnte meinen, sie reden mit einem Dritten, der gar nicht da ist.

Ich kriege genau mit, dass Justine sich langweilt. Aber nicht so wie Alicia. Justines Langeweile ist viel sanfter. Wenn Alicia sich langweilt, dann vor allem, um bei den Jungs aufzufallen. Justine dagegen hat für die anderen Jungs nicht mehr Blicke übrig als für mich. Einmal aber hat sie mich angesehen, und zwar letztes Jahr im Restaurant hier in der Résidence, und ich habe mich wie der dämlichste Junge auf der ganzen Welt angestellt. Sie starrt oft auf den Boden oder in den Himmel. Wenn

nicht, gleitet ihr Blick über die Menschen wie Regen über eine Fensterscheibe. Auf mich wirkt sie so scheu wie ein Rehkitz. Das sage ich, weil ich auf dem Kabelkanal mal einen Dokumentarfilm über Rehe gesehen habe.

Justine spielt nie mit anderen Kindern. Immer nur mit Augusta, einer richtig alten Frau, die Justines Hand festhält wie den Griff einer Tür, die nicht aufgehen will. Mit dem Schlapphut, der sie vor der Sonne und bestimmt auch vor dem bösen Blick schützen soll, sieht Augusta wie eine Hexe aus. Ich habe die beiden auch schon auf der Terrasse gesehen, wo sie unter einem Sonnenschirm an einem großen Tisch Karten oder „1000 Kilometer“ gespielt haben, oder drinnen, im Spielzimmer, wo sie ein riesiges Puzzle gelegt haben, weil draußen der Wind mitspielen wollte.

Rosita, unsere Hausmeisterin, wurde in Roquebrune geboren und kennt jeden in der Résidence. Sie ist nicht alt genug, um im Grand Hôtel du Cap-Martin gearbeitet zu haben, aber sie kennt seine ganze Geschichte. Sie glaubt, dass das große Feuer, welches das Hotel vor vielen Jahren verwüstet hat, von den Besitzern absichtlich gelegt worden ist, um von den Versicherungen Geld zu kassieren, und da alle schon lange tot sind, kann ihr niemand widersprechen. Rosita misstraut Menschen, die zu schnell reich geworden sind, um eine saubere Weste zu haben. Sie liest das Klatschmagazin *Point de vue*, das die Baronin de Liseray, die älteste Bewohnerin der Résidence, für sie abonniert hat. Rosita ist unschlagbar, wenn es um gekrönte Häupter und Fürstenhochzeiten geht. Sie kann alle „Großen dieser Welt“ (wie sie sie nennt), die nach Cap-Martin gekommen sind, runterbeten. Der Prince of Wales, Kaiserin Sissi, Prinz Napoléon Charles Bonaparte, Sacha Guitry, Picasso, Gabriele D'Annunzio, Auguste Rodin, Königin Victoria von England ... Mir sagen diese ganzen Persönlichkeiten nicht viel, dafür bin ich noch zu klein. Aber wenn ich das Glänzen in Rositas Augen sehe, während sie die Namen aufzählt, dann sage ich mir, dass wir ganz schön Glück gehabt haben, als wir das Appartement geerbt haben, weil vielleicht alle diese Menschen schon in meinem Bett geschlafen haben.

Rositas Mann, ein Maurer, ist bei einem Sturz vom Dach gestorben. Sie ist aber nicht traurig, weil er davor vom Dach immer gleich in die Kneipe gegangen und oft erst spät nachts nach Hause gekommen ist. Seit seinem Tod schläft Rosita besser: ein breites Bett für sie ganz allein und ohne jedes Geschnarche, außer vielleicht ihrem eigenen, das sie aber nicht hört. Sie hat niemanden mehr, abgesehen von

Lorenzo und der ganzen Riesenfamilie aus der Wohnanlage, die sie von Ostern bis Weihnachten unter ihre Fittiche nehmen muss. Ungefähr zweihundertfünfzig Personen im Sommer und zwanzig an Weihnachten, Haustiere nicht mitgerechnet. Feriengäste aus Frankreich, aber auch aus Russland, Amerika, Australien, England, Polen und Italien. Ein bisschen so wie früher die gekrönten Häupter, nur ohne Krone.

Mit ihrem Fuchsblick behält Rosita die ganze Wohnanlage im Auge. Sie weiß alles, man muss sie nur fragen. Geheimnisse kennt Rosita nicht, weil sie neugierigen Menschen zu gern eine Freude macht. Sie schraubt die Fernet-Branca-Flasche auf, schenkt sich ein Gläschen ein und sagt zu mir, dass die Reichen manchmal unglücklicher sind als wir. Sie lässt mich einen Schluck von ihrem Fernet-Branca probieren, und ich verziehe das Gesicht wie bei dem Hustensaft, den Mama mir einflößt, wenn ich krank bin.

Die Baronin de Liseray hatte weniger Glück als sie, erzählt Rosita. Sie hat ihren Mann und ihre beiden Kinder bei einem Flugzeugabsturz vor der Küste von Sansibar verloren. Ich weiß zwar nicht, wo Sansibar liegt, aber ich finde den Namen schön. Sie waren unterwegs zu einer Safari in Nairobi. Die Baronin ist damals lieber in ihrem Ferienhaus in der Schweiz geblieben, wo so viel Schnee lag, dass sie manchmal nicht aus dem Haus gehen konnte, und hat in Zeitschriften geblättert, um sich Fotos von glücklichen Menschen anzusehen. Aber seit dem Unglück verbringt sie jeden Winter in Sansibar, als würde sie das ihrem Mann und ihren beiden Kindern ein bisschen näherbringen. Weil sie die Sonne nicht so mag, die ihre weiße Haut verbrennt, bleibt sie in ihrem Zimmer und trinkt Tee auf dem Bett, gegen dicke Kissen gestützt und hinter einem Mückennetz versteckt.

Manchmal sehe ich die Baronin in der Résidence auf der Terrasse. Sie schützt sich mit einem weißen Schirm gegen die Sonne, und Lorenzo bringt ihr einen Tee mit einer halben Zitrone. Sie sitzt dort auch gern abends, wenn wir Kinder miteinander spielen. Letzten Sommer ist der Schaumgummiball einmal auf ihrem Tisch gelandet, die hübsche Teetasse ist hochgeflogen, hat den Inhalt über der Baronin verschüttet und ist auf dem Boden zerbrochen. In der Wohnanlage ist es nicht erlaubt, mit

Lederbällen spielen, die hat Rosita alle einkassiert. Aber mit dem Schaumgummiball dürfen wir spielen, weil der wenigstens keine Fenster kaputtmacht. Mein bester Freund Gaspard und ich sind ganz kleinlaut angetreten, um den Ball zu holen, den die Baronin in den Händen gehalten hat. Rosita, die mit der Hand in der Hüfte neben der Baronin gestanden hat, hat uns streng angesehen und drohend den Finger gehoben, aber die Baronin hat nach ihm gegriffen und Rosita dazu gebracht, den Arm zu senken.

„Lassen Sie nur, Rosita, ich gehe mich einfach umziehen. Das trifft sich gut, ich hasse dieses Blümchenkleid sowieso. Darin sehe ich aus wie ein Vorhang. Und an Tassen mangelt es auch nicht, oder? Ich würde alles dafür geben, noch einmal so jung zu sein wie diese Kinder! Wie heißt du, mein Kleiner?“

„Gaspard, Madame. Darf ich bitte meinen Ball wiederhaben?“

„Natürlich, wo habe ich nur meinen Kopf! Hier hast du ihn. Und du, mein Junge?“

„Victor, Frau Baronin. Victor Beauregard. Das mit dem Ball und so, das tut uns leid, ich meine Gaspard und mir ...“

Ich konnte nicht glauben, dass ich „Frau Baronin“ gesagt hatte! Rosita hat mich aus den Augenwinkeln beobachtet. Sie wirkte sehr stolz auf die Nachhilfestunden in ihrem Wohnzimmer, wo ich ihre Klatschmagazine lesen musste und anschließend von ihr abgefragt wurde.

„Das ist nicht weiter schlimm, mein Kleiner“, hat die Baronin gesagt und die Hand unter mein Kinn geschoben. „Wenn du willst, komm doch mal eine Limonade mit mir trinken. Ich bin mir nicht sicher, ob ich für dich unterhaltsam genug bin, aber ich werde mich anstrengen. Wie wär's?“

„Ja, Frau Baronin, gern. Aber vorher muss ich meine Mamas fragen.“

„Aha!“, hat die Baronin mit einem Schmunzeln erwidert. „Wie viele Mamas hast du denn?“

„Zwei, Madame. Mama und Pilar. Und dann habe ich noch meine Schwester Alicia und eine Schildkröte, die Katouta heißt.“



„Du scheinst ja von Frauen umgeben zu sein, mein Kleiner. Ich möchte nicht indiskret sein, aber wo ist denn dein Papa?“

„In Paris, Frau Baronin. Glaube ich jedenfalls. Er reist viel, weil er Fotos für Reiseführer macht.“

„Ach so. Und kommt er bald zu euch?“

„Nein, Madame. Er will nicht ans Cap-Martin, wegen seiner Schwester, glaube ich. Sie ist bei einem Unfall hier ganz in der Nähe gestorben.“

Plötzlich ist das Gesicht der Baronin ganz starr geworden. Das Rot ist aus ihren Wangen gewichen. Ich habe gesehen, wie die Fältchen in ihren Augen- und Mundwinkeln leicht gezuckt haben. Sie hat mich an Großmama Charlotte erinnert, wenn Großpapa Félix Kalbszunge isst.

„Wie dumm von mir“, hat die Baronin wie zu sich selbst gesagt. „Warum Fragen stellen, wenn man die Antworten nicht hören will? Entschuldige, mein Kleiner. Ich werde mich jetzt in mein Appartement zurückziehen. Rosita, könnten Sie Lorenzo bitten, mir einen Fisch ohne Gräten mit ein bisschen Zitrone und ein paar grünen Bohnen herzurichten, sagen wir für einundzwanzig Uhr?“

Die Baronin ist aufgestanden. Sie hat ihren Sonnenschirm genommen und eine Handbewegung in unsere Richtung gemacht, so wie man vom Zugfenster aus fremden Leuten auf dem Bahngleis zuwinkt. Dann ist sie zur Drehtür der Résidence geeilt, ohne sich noch einmal umzudrehen.

„Das war gemein, Victor“, hat Rosita zwischen den Zähnen hervorgepresst. „Von einem Unfall zu sprechen, wo du doch weißt, dass sie ihren Mann und ihre beiden Kinder bei einem Flugzeugunglück verloren hat.“

„Das habe ich nicht absichtlich gemacht.“

„Ja, ja, ich weiß“, hat Rosita erwidert. „Und entschuldige dich bloß nicht, wenn du sie das nächste Mal siehst. Tu so, als wäre nichts gewesen.“

„Sieht so aus, als hättest du bei der Baronin Dingsbums einen Stein im Brett“, hat Gaspard mir ins Ohr geflüstert, als wir wieder spielen gegangen sind.

Ich habe ihm den Ball aus der Hand geschlagen und wie Ribery weggekickt.

Er ist hinter den Ästen der Pinien verschwunden, irgendwo zwischen der Terrasse und den Tennisplätzen, auf denen Justines Eltern gern spielen.

„Wer ihn zuerst findet, hat gewonnen“, hat Gaspard gerufen, und schon ist er auf dem Weg verschwunden, der ein paar so hohe Stufen hat, dass man manchmal von einer zur anderen springen muss. Ich bin ihm nachgerannt. Kam nicht in Frage, ihn einfach so gewinnen zu lassen! Dabei bin ich der bösen Augusta über den Weg gelaufen, die Justine am Arm weggezogen hat, als wäre ich der Teufel in Person.

Diesmal hat Justine weder auf den Boden noch in den Himmel gestarrt. Ihre grünen Augen haben sich in meine gebohrt wie eine Flagge in den Berggipfel. Einen Moment lang wäre ich gern der Teufel gewesen, wenn sie mich dafür angelächelt hätte. Aber Augusta hat sie weggezerrt, und ich habe nicht erfahren, ob Justine aus mir einen Teufel gemacht hat oder nicht.

Barfuß stehe ich im Schlafanzug auf meinem Balkon, stütze die Ellbogen auf das Geländer und betrachte die kleinen funkelnden Sterne am Himmel. Ich weiß, dass sie ganz weit weg und viel größer sind, als es aussieht. Aber sie wirken so winzig, als könnte man sie in die Hand nehmen.

Nachts, wenn der Mond rund ist und der liebe Gott die Wolken mit seinem Mund weggesaugt hat, wirken der Pool und das Meereswasser manchmal nicht mehr blau, sondern silbrig. Als ich nach unten schaue, erblicke ich plötzlich lauter seltsame Sterne, die den Garten der Résidence wie einen Weihnachtsbaum aussehen lassen. Als hätte Rosita die Bäume und Büsche vor dem Schlafengehen mit Lichterketten geschmückt. Aber bis Weihnachten ist es noch lange hin. Wäre das alles hier ein Märchen, könnte es Feenstaub sein, der sich zwischen den Blättern verfangen hat. Aber der Staub wandert! Und er leuchtet grünlich!

Ich überlege, ob Mama schon schläft. Ich weiß, dass sie oft bis spätnachts liest und die gedruckten Wörter ihr auch den Schlaf ersetzen. Ich muss unbedingt jemandem von diesem Feenstaub erzählen, also gehe ich zum Zimmer von meinen Mamas und öffne so leise wie möglich die Tür. Mama setzt sich im Bett auf und sieht mich über den Brillenrand hinweg an. Ihr Buch hat sie auf die Decke sinken lassen.

Pilar liegt neben ihr und schläft. Auf dem Kopfkissen ist nur ein brauner Haarschopf zu sehen. Ich gebe Mama ein Zeichen, dass sie mitkommen soll. Im Flur nehme ich ihre Hand.

„Warum bist du so spät noch auf?“, flüstert sie, folgt mir aber auf meinen Balkon.

Da entdeckt auch sie die Weihnachtslichter. „Glühwürmchen! Wie schön!“, ruft sie leise. „Und ich dachte schon, es gibt keine mehr ...“

„Was sind Glühwürmchen?“

„Winzig kleine Insekten, mein Schatz. In Frankreich hat man schon lange keine mehr gesehen. Ich habe irgendwo gelesen, dass sie durch die Luftverschmutzung und die Straßenbeleuchtung vertrieben wurden. Bestimmt haben sie bei der Hitze der letzten Tage Lust gekriegt, wiederzukommen.“

„Und warum blinken sie so wie Sterne, Mama?“

„Weil ihre Bäuche leuchten können.“

„Bäh! Und ich dachte, das wäre Feenstaub. Meinst du, wir sollten Alicia und Pilar wecken?“

Mama legt mir seufzend den Arm um die Schultern. „Bloß nicht! Pilar wird böse, wenn ich sie um ihren kostbaren Schlaf bringe. Sie braucht ihn, damit sie morgens besser malen kann. Und was deine Schwester angeht: Die geht auch so schon spät genug ins Bett. Außerdem glaube ich, dass unsere Glühwürmchen morgen auch noch da sind.“

„Na gut. Leuchten Glühwürmchen denn auch tagsüber?“

„Nein, da schlafen sie, und sie sind so klein, dass du sie nicht finden würdest. Angeblich verstecken sich Glühwürmchen sogar unter der Baumrinde.“

„Und was fressen sie so?“

„Andere Insekten wie Nacktschnecken und normale Schnecken.“

Ich frage mich, wie ein so hübsches Licht aus einem Bauch kommen kann, der Tiere verschlingt, die viel größer sind als er selbst.

„Jetzt aber los, mein Schatz. Denkst du nicht auch, dass es Zeit ist, ins Bett zu

gehen?“

„Ich wünschte, Papa könnte die Glühwürmchen auch sehen!“

„Dein Papa hat auf seinen Reisen schon ganz viele gesehen, weißt du? Vor allem in Kanada.“

Mama wirkt nicht sauer. Sie schaut in die Nacht, als würden vor ihren Augen im Dunkeln die Seen und Wälder wiedererstehen, die Papa mit seiner Kamera fotografiert hat.

„Wart ihr zusammen dort?“

„Ja, vor Alicias Geburt. Und zwar in Montreal, in Quebec. Einmal haben wir im Winter eine einsame Hütte gemietet, und dein Vater ist im kniehohen Schnee losgestapft, um für uns eine Tanne als Weihnachtsbaum zu schlagen. Aber das war vorher.“

„Vor was?“

„Victor, mein Schatz, jetzt ist es wirklich Zeit, wieder ins Bett zu gehen!“

Vor was? Bevor sie sich ein bisschen weniger geliebt haben? Und wenn jetzt eher die Zeit wäre, Kindern, die zurück ins Bett müssen, die ganze Wahrheit zu sagen?

„Ja, Mama, es ist Zeit.“

Am nächsten Morgen bin ich irgendwie schlapp. Ich habe wegen den Glühwürmchen nicht richtig geschlafen. Ich habe geträumt, dass sie durchs Fenster in mein Zimmer kommen und sich wie Schmetterlinge auf mich setzen. Ich habe versucht, sie zu verscheuchen, aber sie sind in meinen Mund, meine Nase und meine Ohren gekrochen. Als ich aufgewacht bin, bin ich auf den Balkon gerannt, aber alles war wieder normal und die Lichterkette war verschwunden.

Ich kippe meine heiße Schokolade runter, verschlinge mein Brot mit Butter und Orangenmarmelade und bitte Mama um Erlaubnis, ein Stündchen ganz allein auf dem Zöllnerweg spazierenzugehen. Ich weiß genau, dass ich das nicht darf. Aber vielleicht ändert Mama ihre Meinung ... Es wäre nicht das erste Mal.

„Wenn du willst, komme ich mit“, schlägt sie vor.

Um diese Uhrzeit malt Pilar im Atelierzimmer, in dem keiner schläft. Es ist das Zimmer von Papa, der uns nie besuchen kommt. Normalerweise geht Mama dann allein mit einem Buch runter zum Strand. Alicia schläft noch. Bestimmt hat sie bis spätnachts ferngesehen und wacht wie immer erst mittags auf. Oder sie hat mit Lorenzo und den anderen Jugendlichen am Strand getrunken.

„Das ist nett, Mama, aber ich möchte heute Morgen lieber allein sein.“

„Ist alles in Ordnung, Victor?“

„Ja, alles in Ordnung, Mama. Echt!“

„Hier, nimm mein Handy mit. Ich sage Pilar Bescheid.“

Na also, die Sache ist geritzt, wie Mama sagen würde. Die Baronin hatte recht: Ich bin nur von Frauen umgeben. Manchmal bin ich beim Aufwachen ganz traurig, und daran sind nicht nur meine Träume schuld. Ich bin traurig, weil Papa nie mehr mit uns zusammenleben wird. Weder hier in der Résidence am Cap-Martin noch in Bourg-en-Bresse. Mama hat sich an Pilars sanfte Art gewöhnt, und ich weiß, dass sie sich wirklich mögen, auch wenn sie sich das nie mit Worten sagen, dafür aber oft mit den Augen. Aber morgens, wenn Pilar malt, wirkt Mama immer ein bisschen verloren. Sie will mich nur auf meinem Spaziergang begleiten, um die Zeit zu verkürzen, die sie von Pilar trennt. Aber ich möchte mit meiner Traurigkeit allein sein und warten, bis ein weißer Schmetterling sie mit seinem Flügelschlag verscheucht.

Ich weiß auch nicht warum, aber Schmetterlinge fliegen auf mich. Mama sagt, das bringt Glück, Pilar behauptet das Gegenteil. Sie hat sogar Angst vor ihnen. Als wir einmal in Roquebrune in einem Restaurant am Meer zu Mittag gegessen haben, hat sich ein wunderschöner weißer Schmetterling mit schwarzgefleckten Flügeln auf ihren Tellerrand gesetzt. Pilar hat vor Schreck ihren Stuhl umgestoßen und ist über den Strand davongerannt. Mama hatte Mühe, sie zurückzuholen, aber ihren Teller wollte Pilar um nichts auf der Welt mehr anrühren. Ihr war der Appetit vergangen, und sie hat bis spätabends kein Wort mehr gesagt. Sie meint, dass sie als ganz kleines Kind mal in einem Zimmer eingesperrt gewesen sein muss, in dem Tausende Schmetterlinge um ihren Kopf rumgeflattert sind, aber sicher ist sie sich nicht. Sie will es auch gar nicht genau wissen. Pilar findet, dass man sich nur an die schönen Dinge im Leben erinnern soll. Den ganzen Rest soll man so tief vergraben, dass man nicht mehr weiß, wo man ihn hingepackt hat. Wenn wir einen Schmetterling sehen, sagen wir Pilar also nie was davon, sondern verscheuchen ihn, bevor sie ihn sieht, auch wenn ich dazu manchmal ein ganzes Stück weggehen muss, weil sich die Schmetterlinge gern auf meine Hände, meine Schultern oder auf meinen Kopf setzen.

Ich überlasse Mama ihrem neuen Buch, das sie aus einem Stapel gezogen hat, der kurz vor dem Einstürzen war, und gehe langsam die Stufen runter. Draußen nehme ich den von mächtigen Baumstämmen eingefassten Weg zum Pool. Auf halber Strecke steht eine weiße Eisenbank, auf die sich die Baronin manchmal setzt, um den Duft des Ginsters oder den Geruch der morgens noch feuchten Erde einzuatmen. Aber heute ist die Baronin nicht da, also flitze ich zum Drahtzaun und stehe gleich darauf auf dem Zöllnerweg. Zum ersten Mal bin ich allein hier. Schon nach wenigen Schritten landet ein gelber Schmetterling auf meinem Handrücken. Er legt die Flügel an und bleibt reglos sitzen. Ich hebe die Hand auf Augenhöhe und betrachte ihn aufmerksam. Die Flügel haben einen hellblauen Rand. So einen habe ich noch nie gesehen. Ich würde ihn gern streicheln, aber dabei würde ich ihn womöglich verletzen. Schmetterlinge sind empfindlich. Also sage ich ganz leise zu ihm, dass ich Victor heiße und vor zweihundert Jahren ein Pirat war, der vergessen hat, wo sein Schatz versteckt ist. Da fliegt der gelbe Schmetterling auf, als würde er das Versteck kennen, und schwebt über mir in der Luft. Ich folge ihm bis zum toten Baum, wo er im hohlen Stamm verschwindet.

Ich wage einen kurzen Blick ins Innere, aber da drin ist es ganz finster, und ich bekomme ein bisschen Angst. Als ich um den Baum rumgehe, stoße ich auf zwei Jungs. Sie sind in meinem Alter, kauen auf einem Grashalm und sehen mich an, ohne zu lächeln. Sie sind gleich angezogen. Einer trägt eine Schultertasche. Man könnte meinen, ein Junge würde sich im Spiegel ansehen, denn es sind Zwillinge. Ihre Haare sind rabenschwarz.

„Guten Tag, ich heiße Victor Beauregard“, stelle ich mich vor.

„Hallo, ich bin Nathan.“

„Und ich Tom.“

„Wohnt ihr in der Résidence?“, frage ich.

„Nein“, antwortet Tom, „am anderen Ende der *Plage de la Buse*, hinter Le Corbusiers Hütte.“

„Aha“, sage ich, „bis dahin bin ich noch nie gegangen.“



„Solltest du aber mal“, meint Tom. „Es ist schön dort. Mein Bruder und ich nehmen dich mal mit.“

„Das muss ich vorher mit meiner Mutter besprechen. Heute habe ich sowieso nur eine Stunde.“

„Dafür brauchst du länger“, sagt Nathan. „Aber wenn du willst, können wir noch in die Villa Cypris gehen.“

„In die Villa Cypris?“

„Ja, das ist die Villa, die Cyprienne Douine um 1909 bauen ließ, weil sie in der Nähe ihrer Tochter sein wollte.“

„Habt ihr denn die Schlüssel zu der Villa?“

Tom und Nathan sehen sich an und prusten los. Ich weiß nicht, was daran so witzig sein soll.

„Mach dir nichts draus, Victor“, sagt Tom. „Mein Bruder und ich kommen überall rein, wenn wir wollen.“

„Aha. Und wer war diese Cyprienne Sowieso?“, will ich wissen.

„Zuerst war sie Verkäuferin in einem großen Kaufhaus in Paris“, erklärt Tom. „Dann hat sich dessen Besitzer in sie verliebt, sie hat ihn geheiratet und ist dadurch reich geworden. Sie hat Émile Zola zu seinem Werk *Das Paradies der Damen* inspiriert.“

„Woher weißt du das alles?“

„Ich weiß es eben.“ Tom hat die Augen geschlossen. Sein Körper wirkt so steif wie der tote Baum. Plötzlich schüttelt er erst sein linkes, dann sein rechtes Bein, öffnet seine schwarzen Augen und lächelt mich an.

„Wohnt ihr das ganze Jahr über hier?“, frage ich ihn.

„Ja.“

„Ich komme schon seit fünf Jahren hierher, aber ich habe euch noch nie gesehen.“

„Weil du die Wohnanlage so selten verlässt. Wir gehen da auch nicht so gern hin. Das ruft nur blöde Erinnerungen wach, stimmt's, Nathan?“

„Stimmt. Der Zöllnerweg ist uns lieber. Jede Villa hier hat ihre eigene Geschichte. Wenn du mitkommst, erzählen wir sie dir.“

Ich schiele auf meine Peter-Pan-Uhr. Mama macht sich bestimmt nicht gleich Sorgen, wenn ich ein bisschen länger als eine Stunde wegbleibe. Außerdem habe ich ihr Handy in der Tasche. Wenn sie mich von Pilars Telefon aus anruft, sage ich einfach, dass ich nicht weit weg bin.

„Wo ist denn die Villa Cypris?“

„Ganz nah“, sagt Nathan.

Tom und Nathan gehen vor mir her. Wenn man zu viel Alkohol trinkt, sieht man alles doppelt, hat Alicia mal gesagt. Da fragt man sich doch, was heute Morgen in meiner heißen Schokolade war! Die beiden Raben tragen weiße Nike-Turnschuhe, schwarze Adidas-Shorts und ein weißes T-Shirt ohne was drauf. Tom hat die linke Hand, Nathan die rechte in die Hosentasche geschoben. Sie drehen sich gleichzeitig um.

„Hast du Geschwister?“, fragt mich Tom.

„Eine große Schwester. Sie heißt Alicia und ist vierzehn.“

„Kein einfaches Alter“, meint Nathan.

„Ach nein?“, versetzt Tom. „Was verstehst du schon davon?“

Die Zwillinge lachen, und ich fühle mich ausgeschlossen, als wäre eine Mauer zwischen ihnen und mir. Unterwegs erkenne ich das seltsame Haus mit den vergitterten Fenstern wieder. Vor einem hohen Eisentor bleiben die beiden Raben stehen. Nathan zieht einen Schlüssel aus seiner Umhängetasche und schließt das Tor auf. Ich trete auf einen Laubteppich, über den seit langem niemand gegangen ist.

„Das ist die Villa Cypris. Wir gehen von hinten rein. Sie trägt diesen Namen auch wegen der Göttin der Liebe und Schönheit.“

„Seid ihr sicher, dass niemand da ist?“

Tom und Nathan sehen sich an. „Ja, im Sommer ist hier keiner“, sagt Tom. „Da sind zu viele Gaffer auf dem Zöllnerweg unterwegs. Oder würde es dir gefallen, wenn dich jemand von draußen anlotzt oder fotografiert?“

„Nein, aber noch weniger, dass jemand reingeht, wenn ich nicht da bin“, antworte ich.

Ich frage mich, woher die Zwillinge den Schlüssel haben. Vielleicht ist ihr Vater der Hausmeister und hat ihnen den Schlüssel heute Morgen geliehen, damit sie sich die Villa ansehen können. Wir gehen eine von Palmen und hohen, sorgfältig gestutzten Bäumen umstandene Allee entlang, in der Vögel zwitschern. Ein weißer Schmetterling landet auf meinem Arm und fliegt gleich wieder weg. Wie eine Festung erhebt sich die Villa am Ende der Allee, und ich komme mir noch kleiner vor als sonst. In so einem Haus war ich noch nie, und ich habe ein mulmiges Gefühl. Bestimmt kann man sich darin leicht verlaufen. Es erinnert mich ein bisschen an ein Bild von Pilar.

Ich habe nicht mitgekriegt, wie die Zwillinge die Eingangstür aufgeschlossen haben, aber ich folge ihnen ins Innere, obwohl ich fest damit rechne, dass wir gleich einem wutschnaubenden Mann begegnen, der uns mit einem Tritt in den Hintern hinausbefördert. Der Fußboden ist ein Mosaik. Der verschnörkelte Kamin reicht bis zur Zimmerdecke. Durch die hohen Säulen kommt man sich ein bisschen vor wie in einem Palast aus *Tausendundeiner Nacht*, wie in dem Film, den sich Mama und Pilar manchmal mit mir ansehen: *Aladin und die Wunderlampe*. Ich lasse mich in einen Ledersessel fallen und überlege, was wohl in den ganzen Truhen sein mag, auf denen Kissen liegen oder große eiserne Kerzenständer stehen. Tom und Nathan haben sich links und rechts an den riesigen Kamin gelehnt und ein Bein auf genau dieselbe Weise angewinkelt. Der Raum ist so groß, dass man sie für zwei Insekten halten könnte.

„Ist euer Vater hier der Hausmeister?“, frage ich.

„Nein, unsere Eltern sind schon vor langem von uns gegangen. Wir wohnen bei unserem Onkel Théo, einem alten Mann, der ein bisschen schwerhörig ist, aber er lässt uns machen, was wir wollen, solange wir in der Schule gute Noten haben.“

„Von euch gegangen? Willst du damit sagen, sie sind ...“

„Tot, natürlich“, antwortet Nathan und sieht Tom an.

Er hat „tot“ gesagt, als hätte ich ihn nach seinem Alter oder irgendwas ganz Normalem gefragt, und Tom hat gelächelt, als wäre nichts dabei.

„Komm mal ans Fenster“, fordert Tom mich auf.

In der Ferne dehnt sich das Meer unter dem blauen Himmel. Ich erblicke ein Segelboot, das so klein wirkt, als würde es in meine Hand passen.

„Den Säulengang, den du vom Fenster aus siehst, hat Cyprienne nachträglich bauen lassen. Von dort aus konnte sie ihrer Tochter beim Training zusehen. Virginie hat 1928 bei den Olympischen Spielen in Amsterdam die Goldmedaille und im selben Jahr die *Coppa d' Italia* gewonnen. Ein Jahr später hat sie den Engländern die *Coupe de France* weggeschnappt und bei der *Copa del Rey* in Spanien gesiegt. Ihre Segelleidenschaft hatte sie angeblich von ihrer Mutter geerbt.“

„Virginie starb 1932“, fügt Nathan hinzu. „Und zwar an Bord ihres Segelschiffs mitten bei einer Regatta in Arcachon.“

„So ein Pech“, sage ich.

„Vielleicht“, sagt Nathan. „Immerhin konnte sie ihre Leidenschaft ausleben, und das war damals eher selten, weißt du.“

Ich frage mich, was er davon versteht.

„Komm mit, Victor“, sagt Tom, „wir zeigen dir den maurischen Garten.“

Unsere Schritte knirschen auf dem Kies, während der Wind in den Blättern säuselt. Hinter einer Baumgruppe erblicke ich den Garten: Zu beiden Seiten eines Wasserbeckens stehen Dutzende Zypressen. Die mit roten Ziegeln gepflasterten Wege sind von Säulen flankiert, auf denen steinerne Adler hocken. Tom und Nathan haben sich neben mich gestellt und jeder eine Hand auf meine Schulter gelegt.

„Wir kommen gern hierher“, erklärt Tom. „Hier fühlt man sich so geschützt.“

Geschützt wovor? Ich traue mich nicht zu fragen, seit ich weiß, dass die Zwillinge Waisen sind. Ihre Hände auf meinen Schultern fühlen sich so leicht an, dass sie mich an zwei Schmetterlinge erinnern.

„Na los“, sagt Nathan, „wir bringen dich jetzt zurück. Und bitte deine Mutter nächstes Mal um mehr Zeit, dann zeigen wir dir die Villa Cynos. Sie war der

Wohnsitz von Kaiserin Eugénie, die das Cap Martin mit einer großen grünen Schildkröte mit einem Schopf aus Strandkiefern verglichen hat.“

Das werde ich Katouta erzählen. Ich bin sicher, es wird ihr gefallen. „Wenn ihr mal den Pool in der Résidence benützen wollt, sage ich der Hausmeisterin Bescheid, dann lässt sie euch rein“, biete ich an.

„Das ist nett von dir“, antwortet Tom, „aber wir gehen lieber in unsere kleinen Felsbuchten, die sind ein bisschen ursprünglicher und dort ist außer uns niemand.“

„Außerdem mögen wir die Résidence nicht besonders, das haben wir ja schon gesagt“, ergänzt Nathan.

Wieder sehen sich die Zwillinge an. Eine Wolke hat sich vor die Sonne geschoben, und ein Schatten legt sich auf ihre Gesichter.

„Kann ich das nächste Mal meinen besten Freund mitbringen?“, frage ich.

„Na klar“, antwortet Tom.

„Und wie erreiche ich euch?“

„Leg eine Nachricht in das Loch im toten Baum“, sagt Nathan. „Handy haben wir keins, und unser Onkel ist zu schwerhörig, um ein Telefon zu benützen.“

Am toten Baum verabschieden sich meine neuen Freunde von mir. Beim Weggehen spüre ich ihren Blick in meinem Rücken. Als ich mich umdrehe, sind sie verschwunden, und nach der ersten Wegbiegung ist auch der tote Baum nicht mehr zu sehen.